

Unter Buren und Briten

Autor(en): **Känel, Friedrich von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587783>

Nutzungsbedingungen

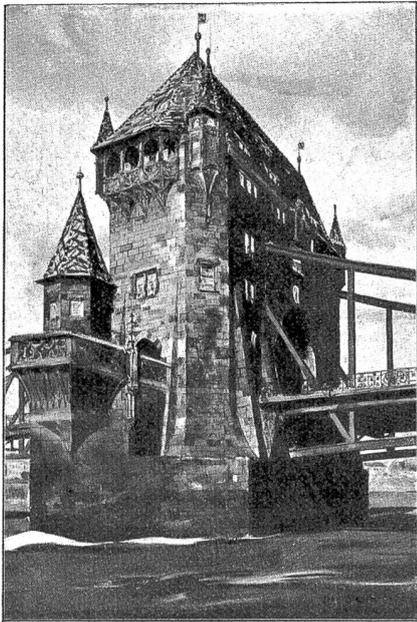
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



II. Preis: Projekt „Rhein“ von Professor Bichotte in Aarau und der Basler Baugesellschaft
(Architekt: A. Wischer-van Gaasbeck Basel).

Die Zuteilung des ersten Preises (7000 Fr.) an die Basler Bau-firma Buß & Cie. für Projekt: „Granit II“ (Entscheidung des dafür ernannten Preisgerichts unter dem Präsidium von Herrn Oberingenieur Moser in Zürich) fand wohl ziemlich all-gemeines Verständnis. Wie sie es bei der alten Brücke gewohnt war, will die Basler Bevöl-kerung ungehindert über niedere Steingeländer flukauf- und abwärts die Ufer überblicken können. Nur schwer würde man sich an eine Eisenkonstruktion gewöhnen, die neben bau-lich-technischen Vortei-len, den freien Ausblick beeinträchtigen könnte.

durch seitliche hohe Eisenkreuzungen. Auch darf in keiner Weise die Kapelle auf dem „Käppelloch“ verschwinden. — Unser zweites Bild zeigt uns in gut gezeich-neter Perspektive die ganze schöne Einfachheit dieser Komposi-tion bei durchaus leichten Formen der Pfeiler und des Brücken-geländers.

Eine ähnliche Lösung suchten die Architekten des Projektes: Porta Helvetiae (III. Preis — 4000 Franken). Das Ganze wirkt durch seine monumentale Einfachheit. Die Mitte der

Brücke wird durch einen verhältnismäßig engen Thorbogen ge-bildet, der von den Wappen aller Kantone geziert und von der alten Kapelle überragt, gleichsam die Ausgangspforte für das Gesamt Vaterland bildet. Die Symbolik dieser Ausschmü-ckung muß ansprechen.

Das meiste Aufsehen, aber auch den größten Widerspruch erregte das an zweiter Stelle prämierte Projekt „Rhein“ (6000 Franken). Wir sehen einen einzigen Pfeiler, der seinen Platz in der Mitte des Stromes findet, also an einer Stelle, wo die tiefe Flußrinne und der stärkere Strom aufhören. Die Eisenkonstruktion, die nunmehr als Auslegerbrücke, vom Mittel-pfeiler ausgehend, den Rhein in zwei Hälften überbrückt, ruht mit dem Großteil ihres Gewichtes auf dem Mittelpfeiler, dem höchsten Punkt der ganzen Konstruktion. Dies findet einen architektonischen Ausdruck in einem stattlichen thorartigen Ge-bäude mittelalterlichen Stils. Nach unserer Ansicht würde durch diesen originellen Hochbau das Stadtbild, ohnehin schon romantisch durch die steil abfallenden Ufer Großbasels, an Schönheit noch gewinnen, die seitlichen Eisenkonstruktionen jedoch würden stets an eine Eisenbahnbrücke erinnern. Doch ist zu bemerken, daß die einzelnen Pfeiler 7 1/2 Meter von einander entfernt sind und die Gurtung weit über Augenhöhe zu liegen kommt, somit die Hindernisse für den Ausblick auf ein Mini-mum beschränkt werden. Jedenfalls aber spricht die Erteilung des zweiten Preises einer unparteiischen fachmännischen Jury für die vorzügliche Ausgestaltung der klaren und praktisch durchdachten Idee dieses Projektes.

Die Gesamtkosten (mit Einschluß der Erstellung einer pro-visorischen Brücke) schwanken bei den erstprämierten Projekten zwischen zwei und zweieinhalb Millionen Franken. Weiter auf Einzelheiten dieser hochinteressanten Konkurrenzausschreibung einzutreten, gestattet uns der Zweck unseres Blattes nicht, ob-schon uns in verdankenswerter Weise von verschiedener Seite einschlägiges Material zur Verfügung gestellt wurde.

G. M.

Unter Buren und Briten.

Erlebnisse eines finnischen Freiwilligen (Hjalmar Persson Janak) im Burenkrieg.

Nach dem Schwedischen frei übersetzt von Friedrich von Känel.

(Fortsetzung).

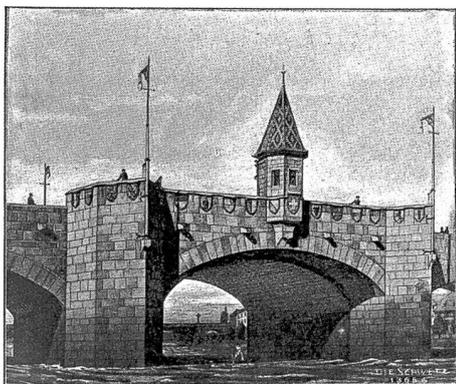
In den Annalen der Buren findet sich kein Beispiel, daß sie sich gut geschlagen hätten unter Führern, die von ihnen weder geliebt noch geachtet waren. Und so war General du Tois Wiedereinsetzung als Befehlshaber über die in diesen Gegenden operierenden Burentruppen unbedingt ein Mißgriff, was sich sowohl hier bei Schoonplaats als später bei Moseltagnak herausstellte.

Um sechs Uhr morgens nach dem Kampf bei Kalkhuivel begann der Feind unsere neuen Stellungen zu bombardieren. Die Wirkung des Lyddits im steinigen Boden war entsetzlich: uns kam es vor, als ob der ganze Berg zitterte, so oft ein Projektil in der Nähe explodierte. Drunten auf der Farm sprangen ein Duzend Frauenzimmer und Kinder durch einander, völlig sinnlos vor Schrecken, weil eine Bombe vor dem Haus

krepiert und einige Splitter hineingedrungen waren. Es war ein aufregender Anblick! Niemand wagte zu helfen, aus Furcht, das Infanterief Feuer auf die Farm zu lenken und dadurch die Lage der Leute noch zu verschlimmern. Den ganzen Tag mußten wir hinter Steinen liegen, und zeitweise war das Magimfeuer so heftig, daß man weder Hand noch Fuß vorzustoßen wagte. Um fünf Uhr nachmittags begannen einige der Kleinmütigsten an den Rückzug zu denken, und da und dort konnte man solche sehen, die sich fortschlichen. Eine Stunde später wiederholte sich das Manöver des vorigen Tags, d. h. es entstand zwar keine eigentliche Panik; aber die Leute verließen den Berg in großen Massen und konnten nicht zum Bleiben bewegt werden. Der General weinte wie ein Kind und äußerte u. a.: „Man tadelt mich aus so vielen Gründen; aber wie soll ich mit solchen Memmen etwas ausrichten können?“ Nur achthundert Buren blieben zurück; aber da eine solche Zahl nicht genügte, um das weitere Vordringen des Feindes zu hindern, erhielten sie Befehl, nach Einbruch des Dunkels den Rückzug anzutreten. Das geschah, und nun stand auch auf dieser Seite den Engländern der Weg nach Pretoria offen. Noch am gleichen Abend kam ein Kurrier von General Botha zu du Toit mit dem Befehl, Pretoria eiligst zu entsetzen. Aber wir kamen zu spät; in den nächsten drei Tagen übergab Botha die Stadt Lord Roberts, nachdem er vergebens versucht, ihn bei Snymspruit aufzuhalten.

Die großen Kreuzotkanonen, die sich in den Pretoria beherrschenden Forts befanden, wurden von den Buren fortgeführt ohne den Versuch, die Stadt zu verteidigen. Inwiefern die Geschichte Botha und seine Ratgeber wegen dieses Schrittes richten wird, das mag die Zukunft lehren; aber etwas sonderbar war es doch, das Fort aufzugeben, das ein so ungeheures Quantum Arbeit repräsentierte und anderthalb Millionen Pfund Sterling gekostet hatte, nach sozusagen gar keinem Widerstand.

X. In Pretoria.



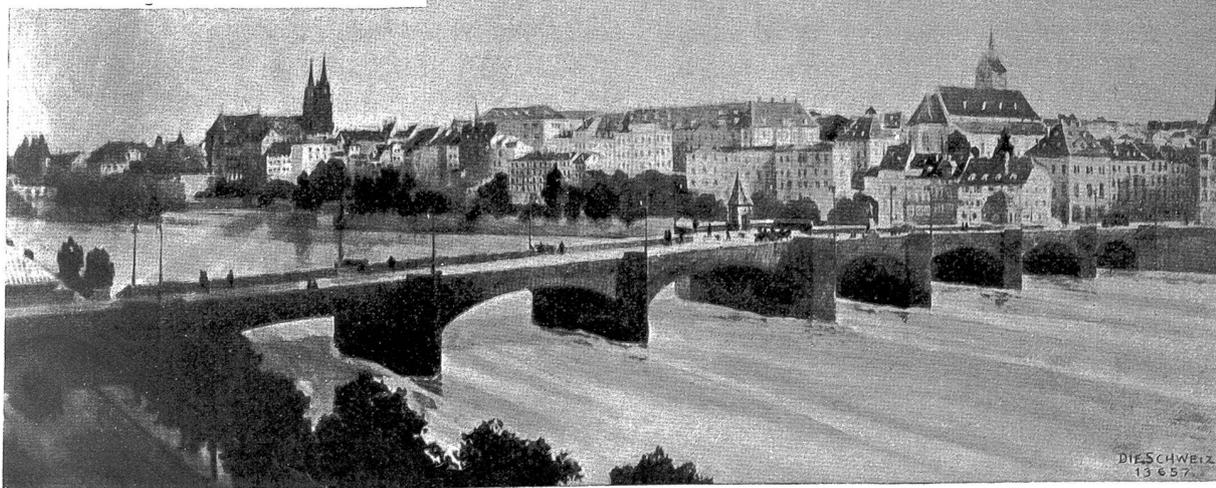
Am 4. Juni zog sich ein großer Teil der unter General Botha stehenden Truppen nach Wondervoort zurück, wo sie sich mit du Toit vereinigten. Gleichen Tags wurde ich auf einem Dampfwagen nach Pretoria geschickt, weil ich in-

folge meiner franken Leber nicht länger zu reiten vermochte. Einige Wochen vorher nämlich hatte ich einen heftigen Hufschlag von einem Maulesel erhalten, den ich an einer Kanone ausspannen wollte. Während, der Esel sei tot, hüfte ich mich, um die Stränge zu ergreifen, als das Tier plötzlich mit den Hinterbeinen „ausholte“ und mich gleich unter den Rippen traf. Dadurch wurde die Leber erschüttert, und ihr Zustand besserte sich natürlich nicht bei all den Strapazen und dem vielen Reiten.

In Pretoria war der größte Teil des Publikums damit beschäftigt, nach besten Kräften diejenigen Magazine des Gouvernements zu plündern, deren Inhalt von den Buren nicht hatte fortgeführt werden können. Das Gouvernement hatte Erlaubnis erteilt, die Waren unter denjenigen Einwohnern Pretorias zu verteilen, die sich im Lauf des Kriegs auf die eine oder andere Weise nützlich gemacht; aber als die Verteilung kurze Zeit gedauert, stürmte das Volk die Magazine und half sich selber. Dabei ging es ziemlich heftig zu; u. a. wurde eine alte Frau von einem herabfallenden Sack Kaffee totgeschlagen. Natürlich machten die Juden dabei die besten Geschäfte. Ein solcher, Schlomer mit Namen, Besitzer des „Grand Hotel“, führte den ganzen Tag auf einem mit vier Pferden bespannten Lastwagen Mehl, Zucker u. s. w., was seine Frau nicht hinderte, gleichzeitig englische Flaggen zu verfertigen, die dazu bestimmt waren, am folgenden Tag am Hotel aufgehängt zu werden.

Am frühen Morgen des fünften Juni zogen die Engländer in die Stadt ein und besetzten die Höhen ringsum. Den ganzen Tag defilieren die Truppen am Gouvernementsgebäude vorüber, an dessen Fahnenstange der „Union Jack“ wehte. Alle Bewohner Pretorias waren draußen, um sich den Spektakel anzusehen, und die Kaffern brachten Hurras auf die Engländer aus. Die Gefangenen in Waterbaal wurden freigelassen, und die Hotels waren überfüllt von verwundeten Offizieren. Einige Tage später kamen die Generale, Lord Roberts und Lord Kitchener, in die Stadt geritten, wobei die ermatteten Truppen von neuem über den „Kerkplein“ (Platz vor dem Gouvernementsgebäude) defilieren mußten.

Nachdem ich ärztliche Hilfe und ordentliche Kost erhalten, war ich bald wieder ziemlich hergestellt und begann darüber nachzudenken, auf welche Weise ich am besten aus Pretoria herauskommen könnte. Alle Wege waren von den Engländern besetzt, Erlaubnis zum Verlassen der Stadt zu erhalten rein unmöglich. Privatpersonen, die aktiv sich am Krieg beteiligt hatten, wurden verhaftet und als Kriegsgefangene behandelt; die andern erhielten Pässe, durften sich aber nach sieben Uhr abends nicht mehr auf der Straße zeigen. Ich wußte mich der Aufmerksamkeit der Engländer lange zu entziehen; schließlich aber erschien eine Proklamation, durch die bekannt gemacht wurde, daß man seinen Paß vorzuweisen habe, so oft ein



III. Preis: Projekt „Porta Helvetiae“ von Th. Holzmann & Cie., Frankfurt a. M. (Oberingenieur Lauter und Architekt Ritter in Frankfurt).

Offizier dies verlange, und nun war es für mich zu gefährlich, ohne einen solchen auf der Straße spazieren zu gehen. Denn natürlich hatte ich mich wohl davor gehütet, einen Paß zu fordern. Bei dem entwickelten Spioniersystem und der Menge Detektive, von denen die Engländer begleitet waren, ließen sie sich nicht leicht täuschen, und für mich einen Paß zu verlangen, würde mit sofortiger Verhaftung gleichbedeutend gewesen sein. Als deshalb die holländischen Eisenbahnbeamten, weil als gefährlich betrachtet, auf Kosten der englischen Krone nach Europa verschickt werden sollten, suchte ich beim Eisenbahndirektor um Erlaubnis nach, mitreisen zu dürfen. Dies wurde bewilligt, und mein Name auf die Liste derer gesetzt, die heimspediert werden sollten. Allein die Abfahrt wurde Tag um Tag verschoben, weil die Buren überall die Schienen aufrißen und den Verkehr störten.

Unterdessen traf ich einen Göteborger, mit Namen Maurizi, der Freiwilliger bei „Roberts Horse“ war, einem der neugebildeten berittenen englischen Infanterieregimenter. Ob schon Maurizi und mich verschiedene Ansichten im Krieg zu Segnern gemacht, waren wir seit Jahren gute Freunde. Durch eine Proklamation wurden alle Pferdebesitzer aufgefordert, ihre Tiere gegen Entschädigung in Geld oder Anweisung auf spätere Bezahlung dem Kriegskommissariat auszuliefern. Mein Burenpony aber, das in einem Hühnerhaus verborgen stand, war auf der Lende mit den Buchstaben Z. A. N. (Zuid-Afrikaanse Republik) gebrannt, und so tauschte ich mit Maurizi, dessen Pferd schlechter, aber ungezeichnet war. Dieses letztere verkaufte ich um sieben Pfund Sterling an den Kriegskommissar. — Um uns mit einem von Maurizis Kameraden einen Scherz zu machen — er hieß beiläufig gesagt Clarke — ließen wir uns alle drei durch einen Amateurphotographen verewigen, ich zu Pferd sitzend im Burenhabit zwischen den beiden englischen Freiwilligen. Clarke, der nicht wußte, daß ich am Krieg teilgenommen, hielt das Ganze nur für eine Maskerade.

Der 29. Juni war als Tag der Abreise für die Holländer bestimmt, und ich glaubte, daß alles klipp und klar wäre, als ich vernahm, daß ein englischer Spion meinen Namen auf die Liste gesetzt. Auch hatte jemand meine Wohnung ausfindig gemacht, und es waren Soldaten beordert worden, sie zu bewachen. Natürlich ging ich nicht nach Hause, nachdem ich dies vernommen; weil aber alle Versuche zu entkommen, nutzlos waren, solange ich nicht zu reiten vermochte, entschloß ich mich, nicht länger zu widerstreben, sondern mich ohne weiteres gefangen nehmen zu lassen, hauptsächlich, um nicht andern Personen, die mir etwa Beihilfe leisteten, die gleiche Unannehmlichkeit

zu bereiten. Ich schlenderte darum ein paar Stunden lang in den vornehmsten Straßen der Stadt und wartete darauf, daß „jemand Hand an mich legen“ sollte. Dies geschah denn auch bald droben beim Hauptkontor der Eisenbahn.

XI. Wieder gefangen und frei.

Nachdem man mich vor General Walker geführt, empfahl mich dieser Gentleman wohlwollend der Fürsorge des Provost-Marschalls, der es seinerseits für mein Wohlbefinden als passend ansah, daß ich einen Abstecher nach Ceylon mache. — Ich sollte seiner Idee volle Anerkennung, wohl wissend, daß es sich vorläufig nicht lohnen würde, dagegen zu murren. Der Provost und ein anderer Offizier erklärten mir, daß diesmal die Behörde die Augen offen behalten werde, worauf ich antwortete, daß sie sie weit aufsperrten müßten, falls sie längere Zeit meine angenehme Gesellschaft genießen wollten. Der Provost lachte und meinte, ich sei ein ungewöhnlich zuversichtlicher junger Mann. Wie es sich damit verhielt, will ich ungesagt sein lassen; aber eins ist sicher: ich ließ mich mit sehr gemischten Gefühlen in den Kapzug stecken, um weiter nach „den verbrannten Thälern Ceylons“ befördert zu werden. Meine Aussichten auf eine glückliche Flucht waren im Anfang, gelind gesagt, ziemlich gering; denn ich saß im Koupee mit einem Soldaten auf jeder Seite und einem Sergeanten hinter mir.

Nach meiner Flucht von Simonstown hatte ich Kapitän Perkins meine Photographie geschickt mit folgender Widmung: „In dankbarer Erinnerung an die kurze, aber angenehme Zeit, in der ich das Vergnügen hatte, Ihr Gast zu sein,

hochachtungsvollst

Hjalmar Persson Janek, gewesener Kriegsgefangener.“

Das beantwortete Kapitän Perkins damit, daß er alle an mich adressierten Briefe, die nach Simonstown kamen, geöffnet nach Lorenzo-Marques schickte. So versteht es sich von selbst, daß es für mich äußerst schmachlich gewesen wäre, Simonstown und Kapitän Perkins als Gefangener wiederzusehen; denn daß ich dort, um auf Gelegenheit zur Fahrt nach Ceylon zu warten, einen Besuch abstatten sollte, vernahm ich von meinen „Wärtern“. Wohl hatte man mich in Pretoria gefangen, während ich in ärztlicher Behandlung stand; aber, wie erwähnt, kannte ich Kapitän Perkins persönlich und hörte schon im Geiste seine satirischen Bemerkungen. Deshalb wünschte ich Simonstown um alles in der Welt nicht wiederzusehen und beschloß, mein Bestes zu thun, dieser Gefahr zu entgehen. (Schluß folgt).

Probe aus dem St. Galler Festspiel „Walthari“

von M. Bühler und G. Lutz.*)

Sarganser Tannhäuserlied.

Tannhäuser zog den Rhein herauf
In das Sarganserland,
Wo an der weißen Alpen Fuß
Den Venusberg er fand.

Er nahm durch's Schiefensterlein
Groß Wunder da gewahr;
Drum klopf' er an und stieg hinein
Für volle sieben Jahr.

Da ward sein Leben müd und krank,
Die Minne ward ihm gram,
Worauf er von Frau Venusin
Mit Reuen Abschied nahm.

In Rom sagt ihm der Papst Urban:
„Vergehen Sünd' und Lust
Will ich dir nur, wenn hier mein Stab
Sollt' treiben wieder Blust.“

Da sprach Tannhäuser: „Wenn ich nit
Die Gnad' mehr finden mag,
So fahr' ich wieder in den Berg
Bis auf den jüngsten Tag.“

Nach dritthalb Tagen prangt' der Stab
Des Papstes blüten schwer;
Tannhäuser aber saß im Berg,
Ihn fand kein Bote mehr.

*) Dieses Festspiel wird demnächst, von dem den Freunden der „Schweiz“ wohlbekannten Maler Richard Schupp künstlerisch ausgestattet, im Buchhandel erscheinen.